



Aufständische Kämpfer in der Unruheprovinz Darfur: Verzweifelt Aufbegehren gegen ein skrupelloses Regime

SUDAN

Die schwarzen Dschandschawid

Obwohl es ein erstes Friedensabkommen zwischen Rebellen aus Darfur und der Regierung in Khartum gibt, geht der Krieg in Afrikas größtem Staat weiter. Jetzt könnte sich das Gemetzel gar zu einem Brudermord ausweiten, in Flüchtlingslagern werden Tausende Guerilleros rekrutiert.

Der Herr trägt plötzlich Nadelstreifen. Minni Arkou Minawi, Führer eines mächtigen Flügels der Sudan Liberation Army und für gewöhnlich in den graublauen Drillich des Buschkämpfers gehüllt, sitzt in maßgeschneidertem Zwirn in der Lobby des Novotels in Tschads Hauptstadt Njamena. Gemeinsam mit einem General aus dem Tschad trinkt er Coca-Cola, mit Strohalm.

Um ihn herum fläzen sich ebenfalls herausgeputzte Kampfgesellen und einflussreiche Gönner in den Korbstühlen, die Klimaanlage kühlt das Foyer auf angenehme 20 Grad, von der gutbestückten Bar klingt kubanische Musik herüber.

Minawi wirkt etwas unsicher im vornehmen Ambiente des Hotels. Unablässig hacken seine Finger auf der Stuhllehne

herum, sein Blick huscht von einer Ecke des Raums in die nächste: von den französischen Marine-Infanteristen in ihren kurzen Wüstenhosen zu den vier finnischen Kaufleuten, die Karten spielen.

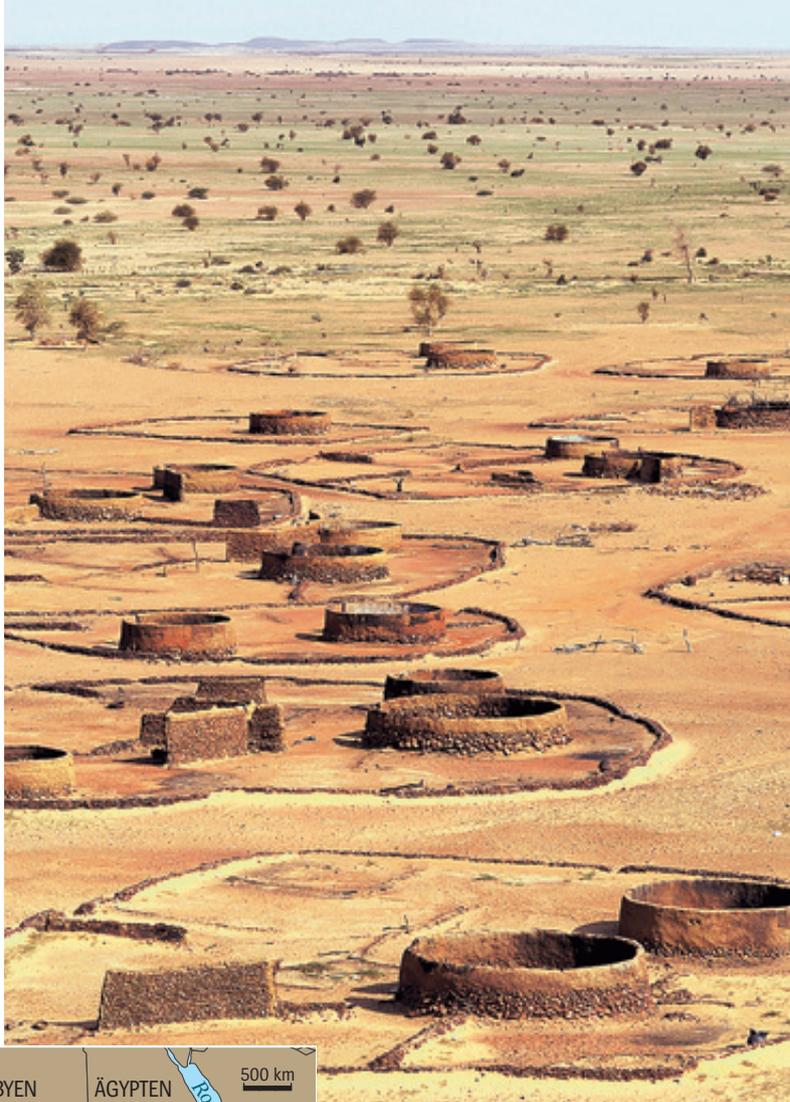
Minni Arkou Minawi hat gleich einen Termin beim Präsidenten des Tschad, Idriss Déby. Déby ist ein launischer Mensch, eine „Ein-Mann-Mafia“, wie eine westliche Diplomatin sagt. Laut Statistik der Anti-Korruptions-Organisation Transparency International ist sein Land das korrupteste der Erde, und Déby ist hier der uneingeschränkte König der Diebe.

Der Staatschef hat Minawi, den Rebellenführer, einbestellt. Er soll ihm erklären, warum er vor wenigen Tagen in Nigeria ein Friedensabkommen mit der sudanesischen Regierung unterschrieben hat. Hoff-

nungsträger nennen ihn seitdem die einen, Verräter schimpfen ihn die anderen.

Die erste Gruppe sitzt in den Büros der Europäischen Union in Brüssel, der Vereinten Nationen in New York oder des State Department in Washington; die zweite – das sind jene, die im Staub riesiger Flüchtlingscamps im tschadisch-sudanesischen Grenzgebiet hausen, in den Rebellenlagern in Darfur oder bei Minawis bisherigen Verbündeten, in Eritrea oder dem Tschad.

Seit einigen Jahren schon kämpfen Aufständische in Darfur gegen die Regierung in Khartum. Sie führen einen verzweifelten Guerillakrieg gegen ein kampferprobtes, skrupelloses Regime, das zudem Stammeskongflikte und einen arabischen, anti-afrikanischen Rassismus schürt. Es hat sich nicht gescheut, mordlustige arabische Rei-



Zerstörtes Dorf in Darfur Schwere Hungersnöte drohen

noch eine andere, viel gefährlichere Sollbruchstelle in der Rebellenfront. Ein Großteil der afrikanischen Bevölkerung Darfurs gehört zum Stamm der Fur, daher auch der Name der Region. Da sind aber auch noch der Stamm der Massalit und jener der Saghawa von Minni Arkou Minawi.

Lange Zeit war ein Fur der alleinige Anführer der SLA; er heißt Abd al-Wahid Mohammed al-Nur, ist ein lebensfroher, wohlgenährter Mann und lebt die meiste Zeit in Nairobi. Als Minawi genug davon hatte, sich von einem meist abwesenden Fur herumkommandieren zu lassen, machte er sich mit seinen Leuten selbständig.

Doch nicht genug damit: Seit die Rebellen anfangen, in Nigerias Hauptstadt Abuja mit der Khartumer Regierung zu verhandeln, teilte sich die Liberation Army erneut. Auch Chamis Abdullah Abakar, ein Massalit, verließ mit einer Gruppe von 18 weiteren Anführern die alte SLA und kämpft seither auf eigene Rechnung. Das Friedensabkommen in Abuja hat nur Minni Arkou Minawi unterzeichnet. Statt Frieden könnte das Papier Sturm bringen: einen Bruderkrieg der Afrikaner in Darfur, einen Krieg im Krieg, der bisher nur eine Auseinandersetzung mit den Arabern war.

Minawi sagt, er habe unterschrieben, weil er den Dialog suche, „weil die Menschen aus den Flüchtlingslagern endlich in ihre Heimat zurückkehren wollen und weil das Blutvergießen auf beiden Seiten beendet werden soll“. Zwar ist er jetzt für eine gewisse Zeit der Liebling des Westens, doch zu Hause, da trauen sie ihm nicht mehr. Sie glauben, er habe die Interessen seines Volks verkauft. In der rauen Wirklichkeit der Wüstensöhne kann das einem Todesurteil gleichkommen.

Monatelang hatten die Verhandlungen in Abuja gedauert. Sie begannen im Oktober 2005. Jede Rebellenlegation bestand aus mehr als 30 Vertretern, sie waren anfangs also rund einhundert Leute. Sie diskutierten ewig, ließen vorbereitete Dokumente in allerlei Sprachen übersetzen und stritten viel dabei. Doch die meiste Zeit saßen sie in ihren Gallabijas, den weiten weißen Umhängen, im Chida International und tranken süßen Tee. Eine Nacht im Chida kostet zwischen 120 und über 300 Dollar, es gibt eine Cocktailbar und einen Massagesalon. Die Rebellen hatten keine Eile.

Aber die Amerikaner brauchten einen Erfolg bei diesen Verhandlungen. Schon im Juli 2004 hatte der US-Kongress das Abschlagen in Darfur einen Völkermord genannt.

Minni Arkou Minawi ist nicht der einzige Rebellenführer, der in diesen Tagen im Novotel der Tschad-Hauptstadt Ndjame-na vorbeischaute. Gerade hat sich Chalil Ibrahim, der Führer der JEM, in seinem funkelnden Landcruiser vorfahren las-



terbanden zu bewaffnen, die „Dschandshawid“, und mit ihnen einen Wüstens Sturm zu entfachen, der an Grausamkeit kaum noch zu überbieten ist.

Die Rebellen wehren sich gegen diese Übermacht, sie haben einen breiten Streifen des Landes erobert, doch sie sind eingeklemt zwischen arabischen Siedlungsgebieten und der Grenze zu Sudans westlichem Nachbarland Tschad.

Ohne die Unterstützung aus dem Tschad wäre Minawis Mannschaft militärisch erledigt. Sie würde ihre Nachschubbasis verlieren. Minawi weiß nicht, ob Tschads Diktator Idriss Déby besonders glücklich darüber ist, dass er sich nun mit dem Regime in Khartoum verständigt hat, denn auch der Tschad befindet sich in einer Art Kriegszustand mit dem Sudan.

Der Rebellenchef steckt deshalb in einem Dilemma. Er könnte leichte Beute werden für seine Rivalen in der Widerstandsbewegung. Eine Zeitlang gab es nur zwei Truppen, die den Aufstand gegen Khartoum führten, die eine nennt sich Sudan Liberation Army (SLA), die andere Justice and Equality Movement (JEM).

Beide kämpfen für mehr Rechte der Schwarzen im Westen Sudans, die Leute von der JEM jedoch sind auch noch fromm, die meisten waren früher in islamistischen Parteien aktiv. Doch es gibt



Rebell Minawi (2005)
Verräter oder Hoffnungsträger?

LYNSEY ADDARIO / CORBIS (L.), SVEN TORFINN / LAF (R.)

REUTERS

sen. Zwei Kombattanten mit Kalaschnikows springen aus dem Wagen und reißen dem Chef die Wagentür auf.

Die meiste Zeit hat Ibrahim einen Mann im Gefolge, der Mao-Jacken trägt und schwarze Lederslipper: Nourain Minawi. Der studierte Anthropologe und Soziologe war in Abuja dabei, er ist der Berater und das Sprachrohr Chalil Ibrahims.

Er glaubt nicht, dass das Abkommen von Abuja Frieden stiftet. Im Gegenteil, sagt er: „Wir sind bereit zu kämpfen. Wir respektieren das Darfur-Friedensabkommen nicht. Gut möglich, dass die Kämpfe jetzt erst eskalieren, seit Minawi die Seiten gewechselt hat.“

Dann kündigt er eine Ausweitung des Krieges an: „Wir werden auch unsere Leute im Osten des Sudan zu den Waffen rufen.“

Die Verhandlungen in Nigeria, sagt Nourain Minawi, seien eine Farce gewesen. Das Ergebnis spiegele lediglich die Positionen Khartums wider. Etliche Forderungen der Aufständischen wie die nach einer Entschädigung für Kriegsgesopfe seien nicht berücksichtigt worden. „Nach dem Friedensabkommen sollen wir lediglich einen Ministerposten in Khartum bekommen statt wie gefordert drei, nur 12 Sitze in einem Parlament von 450 Abgeordneten, und auch der Posten eines Vizepräsidenten des Sudan wird uns verwehrt“, klagt Nourain Minawi: „Diese Abmachung ist die 120 Seiten nicht wert, auf denen sie niedergeschrieben wurde.“

Nach den endlosen Verhandlungen damals in Abuja lagen irgendwann die Nerven blank. In Darfur starben die Menschen, die nächste Regenzeit stand bevor. Und die Hilfsorganisationen klagten über immer weniger Unterstützung für immer mehr Flüchtlinge. Die Zeit also drängte, doch die Rebellen der SLA verfügten über wenig politische Erfahrung. Viele haben nie eine Schule besucht.

Irgendwann nahmen die eingeflogenen Krisenmanager von den Vereinten Nationen, der Afrikanischen und der Europäischen Union, der Regierung der Vereinigten Staaten und Großbritanniens die Sache selbst in die Hand. „Ruht euch aus“, sagten sie den Rebellen und zogen sich zurück. Nach 15 Tagen waren sie wieder da: Sie hatten ein langes Dokument vorbereitet, gaben den Rebellen einen Tag Bedenkzeit und forderten deren Zustimmung.

Doch die andere Seite wollte nicht unterschreiben. „Was ist mit der Entschädigung für unsere Leute?“, fragten die Sudanesen. Und sagten, dass sie ihre Waffen behalten wollten.

US-Vermittler Robert Zoellick, daheim Vize-Außenminister, platzte irgendwann der Kragen. „Er fuchtelte mit den Armen in der Luft herum und brüllte“, sagt Nourain Minawi, der Mann vom Justice and Equality Movement. Und habe immer gerufen: „Ihr kommt vors Kriegsverbrechertribunal, wenn ihr nicht unterschreibt.“

Es war ein bisschen wie in einem billigen Film. Die Führer der verschiedenen Fraktionen wurden einzeln von Vertretern der Afrikanischen Union in ein Zimmer gerufen. „Unterschreibst du?“, fragte der Mann von der Afrikanischen Union. „Nein“, antwortete Abd al-Wahid al-Nur für die Fur, er müsse sich erst mit seinen Leuten beraten. Chamis Abdullah Abakr, der Massalit, lehnte ebenfalls ab. Und Chalil Ibrahim,

ger ist aus dem Käfig, der kommt nicht freiwillig zurück.“

Dass Rebellenführer Minawi auf der Liste des Internationalen Kriegsverbrechertribunals steht, wird schon seit langem vermutet. Er soll für Morde an Intellektuellen verantwortlich sein und im Mai 2004 einen eigenen Stammeskönig zu Tode gefoltert haben. „Er hat dessen Hände und Füße zusammenbinden und ihn dann kopfüber an einem Baum aufhängen lassen. Der König blieb so lange dort oben, bis er tot war“, erzählt Schugar: „Und das war kein Einzelfall. Minawi wusste, warum er das Abkommen unterschrieb.“

In einem kalkweißen Bürokomplex in Nairobi vielbefahrener Lenana-Road hat David Mozersky sein Büro. Mozersky ist

Sudan-Experte der International Crisis Group und der vielleicht genaueste Chronist des Staatszerfalls im Sudan.

„Wenn wir nicht aufpassen, fliegt uns der ganze Sudan um die Ohren“, sagt er: „Die Gemetzel in Darfur weiten sich bereits zu einem Krieg mit dem Nachbarland Tschad aus. Und im Osten befürchten wir einen Aufstand der Rebellen der Eastern Front.“

So zeichnet sich im Sudan eine Entwicklung ab, die charakteristisch war schon für viele andere Kriege auf dem Kontinent. Zunächst drehen sich die Kämpfe noch um erkennbare politische Ziele wie Zugang zu Land oder Roh-

stoffen, dann aber zerfasert der Konflikt immer mehr. Rebellengruppen spalten sich, lokale Warlords kämpfen auf eigene Rechnung und in eigenem Interesse. Der Krieg wird zum Selbstzweck, eine friedliche Einigung rückt in immer weitere Ferne.

Sudans Süden gibt ein beredtes Beispiel: Die Rebellen der südsudanesischen Sudan People's Liberation Army (SPLA) haben zwar mit der Regierung in Khartum im Januar 2005 ein Friedensabkommen unterzeichnet. Dennoch wird noch immer zwischen verschiedenen Milizen gekämpft.

Währenddessen halten Korruption und Misswirtschaft Einzug in der Region. Es droht eine Sezession in diesem Teil des Sudan und die Entstehung einer neuen afrikanischen Diktatur. Vom Süden, dessen Vertreter jetzt erst mal in Khartum mitregieren, ist bei der Lösung der Darfur-Krise so wenig Hilfe zu erwarten wie von der Afrikanischen Union.

Seit Wochen fordert US-Präsident George W. Bush deshalb, dass das Mandat der Afrikanischen Union auf die Vereinten Nationen übertragen wird, damit Blauhelme endlich das Gemetzel stoppen und die Bevölkerung besser versorgt werden kann. Dass dies eine Sisypusarbeit wird, eine



Zwangsrekrut Mohammed: Dürftige Rationen, regelmäßige Prügel

der Mann von der JEM, sagte, das gehe jetzt nicht, denn das sei „die Position Khartums“. Nur Minni Arkou Minawi unterschrieb. Und wird dafür, so soll es ihm versprochen worden sein, von der Liste der Kriegsverbrecher gestrichen.

Es war der 5. Mai, als Minawi den Vertrag mit Khartum abschloss, am selben Tag wurde in Labado in Süd-Darfur sein Bruder Jussuf Arkou Minawi von Regierungstruppen erschossen.

Minawis Alleingang hat die anderen Rebellen verbittert, zum Beispiel die Männer von Massalit-Führer Chamis Abdullah Abakr. Sie sitzen im Schatten einer staubigen Veranda in Ndjamena und trinken Tee. Der Wüstenwind treibt Sand herüber, es ist fast 40 Grad heiß. Die Männer auf der Veranda sprechen vom Krieg.

„Wenn sich Minawis Leute, wie es in dem Abkommen heißt, in Khartums Armee integrieren lassen und gegen uns kämpfen, kommt es zum Bürgerkrieg der Schwarzen in Darfur“, sagt Wortführer Adam Ali Schugar: „Minawi ist ein schwarzer Dschandschawid geworden.“ Schugar glaubt im Übrigen nicht, dass die Regierung in Khartum in der Lage sei, die Dschandschawid zu entwaffnen: „Der Ti-



Flüchtlingslager Bredjing im Tschad
Unwirtlichste Gegend der Erde

THILO THIELKE / DER SPIEGEL

hilfswerks UNHCR sind längst von einer feinen Sandschicht bedeckt; zum Schutz vor dem unbarmherzigen Wüstenwind haben die Menschen Einfriedungen aus getrocknetem Gras und Dornestrüpp, aus Plastikplanen und Pappkartons errichtet.

Mohammed Dschuma Mohammed, ein Dorflehrer, gehört zu den Vertriebenen, er ist bereits seit zwei Jahren im Tschad.

Am 18. März ist er wie jeden Morgen auf dem Weg zum Schulplatz, als plötzlich ein paar junge Männer den Weg versperren. Sie sagen, dass sie von der SLA kämen und Mohammed verhaftet sei, und bringen den Lehrer auf einen Sammelplatz. Dort kauern schon über 200 andere Männer, 6 Wächter halten die Menge in Schach. Zwei tragen Pistolen, die anderen Stöcke.

Schließlich setzt sich der ganze Zug in Bewegung. Acht Stunden dauert der Fußmarsch, bis die Gruppe den Ort Arkum erreicht. 3716 junge Rekruten kommen binnen kurzem auf diese Weise zusammen. Sie werden jeden Tag zweimal durchgezählt, erhalten eine dürftige Ration Brei und werden regelmäßig verprügelt. Die meiste Zeit jedoch müssen die Männer trainieren: durch die Gegend robben, rennen, strammstehen. Bis sie irgendwann ahnen, wo sie eigentlich gelandet sind: „Ihr seid jetzt Soldaten der SLA, und euer Kommandeur ist Chamis Abdullah Abakr.“

Dass sich der Massalit-Führer Chamis Abdullah Abakr kurz zuvor vom Rest der SLA getrennt hatte, wissen die neuen Rekruten nicht. Sie ahnen nichts vom Bruderzwist der Schwarzen und davon, dass nach dem Krieg gegen die Araber längst der nächste Konflikt ausgebrochen ist. Sie haben nur furchtbare Angst: Wenn jemand versucht, dem Terror zu entkommen, treiben ihn die Bewacher unter Stockhieben ins Lager zurück. Er wird in ein Erdloch geworfen, zwischen dorniges Gestrüpp. Im ganzen Lager kann man dann nachts seine Schreie hören.

Dorflehrer Mohammed immerhin gelingt mit zwei anderen Leidensgenossen nach zehn Tagen die Flucht aus dem Rebellenlager. Sie kehren in ihr Camp nach Bredjing zurück. Die Angst allerdings lässt sie nicht los. Selbst wenn nun harmlose Pick-ups durchs Lager rasen und Staub aufwirbeln, verstecken sie sich.

So ist der Horror bis nach Bredjing gekommen. Diesmal nicht in Gestalt der apokalyptischen Dschandschawid, der Wüstenreiter. Jetzt geht die Gefahr von jenen aus, die vorgeben, im Namen der Elenden aus Darfur Krieg zu führen.

Dieser Kampf hat sich zu einem Krieg jeder gegen jeden entwickelt. „Und dieses neuerliche Gemetzel“, sagt der „Flüchtlings-Präsident“ von Bredjing, Dschamal al-Din Daud, „hat gerade erst begonnen.“

THILO THIELKE, VOLKHARD WINDFUHR



Friedenspartner Minawi (l.)*
Das Papier kann einen Sturm auslösen

„Verwaltung der Nato“ erforderte und man „wahrscheinlich die doppelte Anzahl Peacekeeper“ braucht, hat der Chef des Weißen Hauses erkannt.

Doch der Übel ist damit noch kein Ende. Spätestens ab November befürchtet die Deutsche Welthungerhilfe „eine schwere Hungersnot im ganzen Land“.

Aber die Hauptstadt hat ganz andere Sorgen. Seit Bush die Nato ins Spiel brachte, bekommen Khartums Islamisten plötzlich wieder Oberwasser. Darfur werde zum „Friedhof der Imperialisten“, tönt Präsident Umar al-Baschir und ruft zu Massendemonstrationen gegen einen möglichen Einsatz der Uno auf; der Führer der Nationalen Jugendgewerkschaft erklärt seine Anhänger gar zum Dschihad bereit. Ab und an marschieren ein paar tausend auf Lastwagen der Regierung herangekarrte Hardliner vor dem Regierungspalast auf, sie schwenken Plakate, auf denen „Tod den ausländischen Soldaten“ steht.

Es hat auch nicht lange gedauert, bis sich Weltterrorist Osama Bin Laden per Tonband aus dem Untergrund meldete und

zur heiligen Schlacht um den Sudan hetzte. „Alle Mudschahidin und ihre Unterstützer, besonders im Sudan und auf der Arabischen Halbinsel“ müssten sich auf einen langen Krieg gegen die „plündernden Kreuzzügler im Westsudan vorbereiten“, verkündete er bei al-Dschasira.

Auch Lam Akol war früher Rebell. Mal kämpfte er an der Seite der südsudanesischen SPLA gegen die Araber, mal machte er gemeinsame Sache mit der Regierung. Doch nie ging es ihm so gut wie heute: Seit Inkrafttreten des Friedensabkommens zwischen Nord und Süd ist er Außenminister des Sudan – und kommt zu verblüffenden Schlussfolgerungen. Alles in seinem Reich laufe nach Plan, sagt er nun. Selbst in Darfur.

Schuld an den Verletzungen der Waffenruhe in Darfur trügen die Aufständischen selbst. Die Uno lasse man unter keinen Umständen ins Land, und einen eigenständigen Staat für die Darfur-Bewohner gebe es auf keinen Fall. Vor nicht allzu langer Zeit hatte das alles ganz anders geklungen, da hatte die SPLA noch „ihre Brüder“ zum Krieg gegen die Araber angestachelt, Waffentransporte aus dem Süden organisiert und eigene Soldaten nach Darfur zum Kämpfen geschickt. Heute scheint es allein um die baldige Unabhängigkeit der eigenen Region zu gehen und um möglichst großen Profit für deren Führer.

In Darfur rüsten die Parteien nun zur nächsten Schlacht. Die Rebellenfraktionen, die sich mit Khartum nicht einigen konnten, suchen neue Rekruten für den Waffengang. Kaum ein Ort ist für die Sammlung neuer Kombattanten so geeignet wie die riesigen Flüchtlingslager im Tschad, nahe der sudanesischen Grenze.

Bredjing ist so ein Lager. Gerade einmal 60 Kilometer sind es von hier bis zur Grenze. Es ist ein Platz mitten in einer der unwirtlichsten Gegenden der Erde. Die einstmals weißen Zelte des Flüchtlings-

* Mit dem Präsidenten der Afrikanischen Union, Alpha Oumar Konaré, bei der Unterzeichnung des Abkommens in Abuja am 5. Mai.